

Merkwürdige Absehung eines Königs.

König Sancho II. von Portugal, der von 1223 bis 1245 regierte, war ein schlechter Fürst und wurde deshalb allgemein verachtet. Er vernachlässigte alle Regierungsgeschäfte und bildete lieber die Jagd und andere Vergnügungen. Also beschloßen die Vornehmen des Landes, ihn abzusetzen. Die Art, wie dies geschah, ist höchst seltsam und einzig in der ganzen Weltgeschichte. Ein portugiesischer Chronist gibt eine ausführliche Schilderung des merkwürdigen Vorgehens.

Während König Sancho sich wieder einmal auf der Jagd befand, ereignete sich in Lifabon folgendes: Am 21. September des Jahres 1245 in früher Morgenstunde wurde von vielen Hühnern und Kräutern auf dem größten Plage der Hauptstadt ein großes Schauergeräusch erhebt und über das selbe ein prächtiger Teppich geblendet. Darauf stellte man einen vergoldeten Thron und setzte auf denselben die höchste Porträtsfigur des Königs Sancho, die, angehan mit dem Purpurmantel, auf dem Haupte die Krone, in der rechten Hand das Scepter und in der linken Hand das Schwert, ein an der Seite das symbolische „Schwert der Gerechtigkeit“ trug. Edelknechte und Officiere hielten dabei Waagen, Kränze, um legierte das neuerrigene Volk.

Um elf Uhr Mittags erschienen die Säulen der Beschönigung, viele Gelehrte und Prälaten, die den Prinzen Alfonso, Sancho's jüngeren Bruder, in ihrer Mitte hatten. Ungeläufig wurden sie von Don Antonio de Coimbra, der dem Erzbischof von Coimbra. Diese Weiden stellen sich rechts und links vom Thron hin.

Darüber schmetterte ein Trompeter eine Fanfare, um allgemeine Aufmerksamkeit und Stille zu bewirken. Alle Gelehrten zogen zugleich ihre Schwerter und ließen sie im Sonnenlichte funteln.

Ein Herold trat vor und las mit ivernehmender Stimme von einem befriedigten Vergemein folgendes: „Portugiesische, Edelknechte, Prälaten, Ritter, Knapen, Bürger und Bauern, die ihr hier versammelt seid: Hört! Hört! Hört!—Da König Sancho sich der Krone unwürdig gezeigt hat, so wird er zur Absetzung verurteilt. Es ist an der Zeit, daß die Krone einem Würdigeren zu Theil werde. König Sancho verlerte also die Krone!“

Der Holzfigur wurde die Krone abgenommen.

Der Herold fuhr fort: „Er ist auch unwürdig, das Schwert der Gerechtigkeit zu tragen, weil Jedermann weiß, daß seine Ungerechtigkeit kennt. Nicht länger durch ihn darf es entweicht werden. Also verlerte König Sancho das Schwert der Gerechtigkeit!“

Der Holzfigur wurde das Schwert abgenommen.

Dann sprach der Herold: „Er ist auch unwürdig, das Scepter zu tragen, denn er ist schwach, träge, einfüßig und so verschiedenartig, daß er die Staatskassen unfruchtbar und ruchlos veräußert. König Sancho verlerte also das Scepter!“

Der Holzfigur wurde das Scepter abgenommen.

Weiter sprach der Herold: „Unwürdig ist er, auf dem Thron zu sitzen. Vielmehr ist der Thron Portugals seinem Bruder, dem eben und guten Prinzen Alfonso, zuzuerkennen. Also wird König Sancho vom Thron gehoben!“

Don Diego de Salaverra, ein baumstarker Edelmann, trat herzu und warf mit kräftigem Stöße die Holzfigur vom Thron, welche topfüber dem Schauergeräusch heruntersank und auf den Erdboden fiel.

Darüber wurde Prinz Alfonso auf den Thron gesetzt. Sein Haupt wurde mit bester Krone geschmückt; man gab ihm das Scepter in die Hand und umgürtete ihn mit dem Schwert der Gerechtigkeit. Es wurde ihm gebührend, und alles Volk schrie begeistert: „hoch lebe König Alfonso!“

Dann begab man sich in großem Festzuge nach der Kathedrale, wo noch eine herrliche Feierlichkeit stattfand.

Das Volk war über die Veränderung sehr vergnügt. Man tanzte in den Straßen und auf den Plätzen, und Abends wurden Freudenfeuer angezündet.

Von allem wußte König Sancho nichts. Als er von der Jagd zurückkehrte und in Lifabon eintraten wollte, wurde er nicht eingelassen. Man schrieb ihm zu: „Du bist nicht mehr König von Portugal! Es lebe König Alfonso!“ Bestürzt ritt er fort und von einer Stadt zur anderen. Aber überall war man dem Beispiel der Hauptstadt gefolgt; mit Hohn und Spott wurde er abgewiesen. Da schließlich er verzweiflungsvoll über die spanische Grenze und begab sich nach Toledo, wo ihm der König von Kastilien ein Asyl gebührte. Einige Jahre später starb er dort, aus Gram über sein verlorenes Königtum.

Zwei Depottirte.

Von Wilhelm v. Hed.

Es ist in Botony Bay, der Abfahrungsstation des Abfahrs der Verbrecherwelt Englands. Und zwar ist es im Jahre 1841—einige Jahre vor Aufhebung der Deportation nach Neuseeland—an einem glühend heißen acht australischen Februartage.

In Schatten einer primitiv, aus roth zubehauenen Baumstämmen aufgeführten Barade, die zur Aufhilfe der rekonaleszenten Kranken als Wohn- und Schlafstätte dient, plaudern zwei Sträflinge, Gefährten des Glendes, der Noth und jenes Entschens, das schon der bloße Name „Botony Bay“ in sich schließt. Sie unterhalten sich in leiser Zone . . .

Der Eine ist ein ehemaliger Bankhhaber. Was er auf dem Gewissen hat, ist wohl eine Fälschung, eine Unterschlagung oder so etwas Kleinhändiges. Seit zehn Jahren steckt er in der großen Klebung aus Sadeln und bunte breite Straße nach Sydney zu ausbuchen helfend, oder, den Wasserlauf in der Hand, die Bannfäden an der Gebäude des Gouvernements bespangend. Trotz seines erbärmlichen Looses aber hat er noch immer einen gewissen Anstrich von Noblesse an sich, an seinen Bewegungen und Manieren, als einen seltsamen Kontrast zu seiner traurigen Tracht und Beschäftigung.

Der Andere ist eine derbe, robuste Gestalt, mit einem Gesicht, auf dem die Stirme und Laster eines zügellosen Lebens ihre tiefsten Furchen gegraben haben. Er nennt sich Ralph Stolleby und erfreute sich seiner Zeit unter seinen Kollegen, den Taschendiebern der Millionenstadt an der Themse, eines besonders guten Rufes. . .

Er sagte das Gespräch fort:

„Ich sagte Dir schon, Freund Bantdirector, daß ich in London einen Sohn, das heißt, fügte er ein, „eigentlich nur einen Adoptivsohn habe, den ich liebe und der Alles, was er an Bildung und Erziehung gewonnen, mit zu verhandelt hat. Er ist ein wirklich talentierter Jüngling und wird bald Ingenieur sein. Außerdem wird er sich benaht mit einer eben so hübschen als vermögenden Dame verheirathen — mit einer wahrhaften Dame aus geschlechtem Hause, verstehst Du? — der Tochter eines Richters, dessen Name mir momentan aus dem Gedächtnisse entschlüpft ist. Denke Dir nur, diese Ehre! Das Schönste an der Sache ist, daß mein Sohn nicht nicht kennt und daß meine Mutter mich nie gesehen hat.“

„Du erzählst mir da einen ganzen Roman“, warf der Er. „Bantdirector erkaufte ein.“

„Mag sein; aber die Geschichte ist wahr, und richtig genommen höchst einfach. . . Das Geld zur Erziehung des Knaben schickte ich seiner Mutter jede drei Monate zu; nie jedoch erfuhr sie, wer der Vater sei.“

„Merkwürdig! . . . Aber weshalb, im Namen des Himmels, tratest Du in dieser Weise als geheimnissvoller Wohlthäter auf? Welchen Zweck verfolgest Du damit?“

„Keinen! . . . Du lächelst — und doch ist es so. Es war eine Laune — eine Laune meines gültigen Herren. In der That, eine bloße Laune. . . Höre zu: Eines Morgens, an zwanzig Jahre werden es her sein, schick ich mich in das fünfte Stockwerk eines reichen Hauses — in die Etage, welche die Dienerschaft bewohnt. Man hat da in unserem Berufe oft Gelegenheit, etwas zu erspähen oder zu erhören. . . Ich klopfte an eine Thür: „Guten Tag, mein Fräulein“ — wie es meine Gewohnheit war, mich als Fremden oder Reisenden auszugeben und Auskunft zu erfragen. Auf mein Klopfen erhielt ich keine Antwort. Ich öffnete die Thür: ein kleines Zimmer, eine Seele darin. Ich wurde nach mitemmensvertheilender Beute, denn Dienstboten sind in vielen Fällen wohlhabende Leute. Die Stube sah nett und anheimelnd aus; auf dem Tische lag ein Brief und das Couvert dazu dicht dabei.“

„Ich las die hingetribelten Zeilen. Die Schreiberin war ein armes Mädchen und bereits Mutter. Und sie beschwor die Amme ihres Kindes, ihr es nicht zurückzuschicken. Ich kann Dir nicht schildern, wie der Brief verfaßt war — so ergreifend und herbebewegend. . . Das unglückliche Mädchen, nicht im Stande, der Amme oder was sonst das Frauenzimmer war, die falsche Kate von anderhalb Pfund zu übersenden, schien der Verzweiflung nahe zu sein. Offenbar hatte die Frau gebroht, das Kind nicht mehr bei sich behalten zu wollen, wenn die verlangte Summe zu nicht in Wäde eintraf. Du hättest diesen Brief voll flehender Bitten lesen sollen. Vier ganze Seiten, und welche Worte! Und ohne einen Fehler!“

„Das heißt, bis auf die orthographischen“, spottete der ehemalige Bankdirector.

„Meinetwegen. Auf solche Freimheiten versteh ich mich schlecht. . . und dann, wußt ich Dir gesehen, hatte ich die Augen voll Thränen. . .“

„Auch, und weiter?“

„Ich machte die Tischlade auf und fand darin zehn Schillinge — wie aus dem Briefe ersichtlich, das Einzige, was das arme Mädchen hatte zurücklegen können. Und diese zehn Schillinge waren für die Amme bestimmt. Ich trante in meinen Taschen, und der Soberien, den ich da aus meinem Schilde aufhäuberte, kam zu den zehn Schillingen des armen Mädchens, denn dadurch vorläufig aus der Verlegenheit geholfen wurde. Und dann eilte ich weg.“

„Von diesem Tage an vergaß ich nimmermehr jene Mutter und jenes Kind, und begann mit meinen Selbsten, um zu jener Frau zu gehen, und dann regelmäßig. Und später be-

„Ob“ Schrie der Er. Bankier, vor Nachzügler jütend.

„Ob“ Schrie der Er. Bankier, vor Nachzügler jütend. Ruben Clarfield, das Geheimniß ist mein, Dein Schicksal ist in meiner Hand! Und ich werde dieses — er ließ ein durchdringendes, höhnisches Gelächter aus — dieses „Familiengeheimniß“ zu benützen wissen. . . Man wird mit Fingern auf Dich und Deine verzärtelte Tochter zeigen. . .

„Galt, Freund Bantdirector“, sprach Ralph Stolleby finster. „Kein Wort weiter! Den Plan, das Glück meines Kindes zu zerstören, lege beiseite!“

„Wiederum zwanzig Stunden später stand in den Tagesblättern Sydney's folgende Neuigkeit: „Es ist nichts als eine bloße Illusion, alle die Ausgesprochen der menschlichen Gesellschaft, die unser Mutterland hierher ergeht, bestern und moralisch aufrichten zu können. Das erhebt man deutlich aus der gestrigen Morbidität, die nun in der Strafcolonie eine gewaltige Aufregung verursacht. Einer der auf der Bahn des Verbrechens Ergauten, ein früherer, berühmter Taschendieb und Einbrecher, der zur Zeit im Spital für reconvalescente Sträflinge internirt war, überließ seinen Mitgefangenen, einem Mann, der ehemals den besten Kreisen Londons angehört hatte, und der sich auch als Depottirter eines vorzüglichen Betragens befelegte — überließ ihn und erdrosselte ihn. Dieses schmachvolle Verbrechen ist erst vor wenigen Stunden entdeckt worden — und leider zu spät, um noch den Mörder, der ein schon vorbestrafes Individuum, dessen Vergangenheit eine ununterbrochene Kette von Verbrechen ist — Ralph Stolleby hieß er — der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern, da er sich gleich nach vollbrachtem Thate an einem Baum vor dem Reconvalescentenhouse aufgehängt hatte. Das Motiv von dem Verbrechen ist bislang noch nicht aufgeklärt worden. — Bemerkenswerth ist auch — eine That- sache, die wir von kompetenter Seite erfahren — daß einflußreiche Verwände des Ermordeten für diesen ein Snabengeld an die Königin eingereicht hatten und vom königlichen Cabinet aus bereits beim Gouvernements neu — Südwales Erftandigungen über seine Fährung eingegangen worden sind. Die Erfüllung des Snabengeldes stand zu erwarten. . .“

Zwei Künstler.

Eine Episode aus dem Leben Liszt's, von Theo. Seelmann.

Man schrieb das Jahr 1832. In der damaligen Künstlerwelt von Paris war der Hofschuhmacher Henri Durmont eine allbekannte Persönlichkeit. Er verdankte seine Persönlichkeit zwei Umständen, dem unbekanntem Credit, den er Allen, was Künstler hieß, unbedingt gewährte, und seinem grenzenlosen Kunststolz. Die einträgliche Kunstschaff Louis Biplis's und des gesammten Hofstaates ermöglichte ihm das Erstere, während man von dem Letzteren munkelte, daß er dem Hofschuhmacher deshalb befehle, weil sich dieser selbst in seinem Fach als Künstler fühle und in seinen künstlerischen Abnehmern Brüder in Apoll erblicke.

Meister Durmont schickte nie einem der Kunstjünger eine Rechnung und hätte wahrscheinlich auch nie eine bezalt bekommen. Nur Eins verlangte er: die Anerkennung seines Kunstverständnisses. So oft er mit einem Künstler geschäftlich zu thun hatte, so oft brachte er das Gespräch auf die Kunst und so oft schmiedete es ihm, wenn sein Interesse und sein feinfühniges Empfinden für dieselbe gebührend gelobt wurde. Aber nicht genug damit. Meister Durmont liebte es, ein großes Haus zu machen. Es verging keine Woche, wo nicht eine gefällige Zusammenkunft bei ihm stattgefunden hätte, sei es, daß es sich um eine glänzende Soiree handelte. Und zu einer jeden dieser Veranstaltungen ließ der Hofschuhmacher Einladungen an die ihm bekannten Künstler ergehen. Es war sein Stolz und seine Genugthuung, die zukünftigen künstlerischen Größen bei sich zu verkehren zu sehen und ihnen gegenüber befreundeten Gastgeber spielen zu können. So hatte er allmählig alle seine kunstbestimmten Kunden in sein Haus gezogen. Nur an einen derselben hatte er sich noch nicht herangewandt, an — Franz Liszt.

Liszt hatte damals eben angefangen, die Spielweise Paganini's auf das Klavier zu übertragen und seine ersten ungarischen „Rhapsodien“ zu bearbeiten. Der Erfolg, den er mit ihnen in seinen Concerten in Paris erlangt hatte, gab ihm den Anstoß, jene Concertreize zu planen, auf der er in ganz Europa mit Ehren überhäuft werden sollte. Einer der eifrigsten Bewunderer des Virtuosen war der Hofschuhmachermeister. Nie verließte er den Besuch eines Concertes von Liszt, und erschien dieser in seinem Geschäft, so schwamm er in einem Meer von Seligkeit. Zu wiederholten Malen war er im Begriff gewesen, Liszt zu einer seiner geselligsten Vereinigungen einzuladen, aber immer wieder war er durch zurückgekehrt. Er hatte bei diesem und jenem seiner Kunden gehorcht und gefaselt, oder er wohl mit einer Einladung an Liszt herantreten dürfte, Alle hatten sie zweifeln den Kopf gewiegt und die Schultern gesuckt. Denn schon damals war Liszt wegen seiner Unerbundenheit und seines künftigen Spottes bekannt. Endlich aber, als der Virtuoso wieder einmal bei dem Fußbekleidungskünstler vor sprach, fasste dieser sich ein Herz. Nachdem er überzeugungsarm seiner Bewunderung vor dem Beherzigen des Klaviers Ausdruck verliehen hatte,

„Nein, Herr.“

„Nein, Herr.“, begann der Compott, als eine lautlose Stille entstand. Sie alle waren vor einigen Tagen Teilnehmer an dem Souper, das uns unser verehrter Freund Herr Durmont zu geben die Freundlichkeit hatte. Damals ersuchte er mich, ihn durch eine Probe meines Könnens zu beglücken. Heute ist es umgekehrt. Heute bin ich der Wirth und ist Herr Durmont der Gast. Er wird es daher nicht für verkehrt halten, wenn auch ich ihn jetzt mit einer Bitte befelege. Ich war damals genötigt, in meinem Fache meine Tüchtigkeit zu beweisen, und deshalb forderte ich ihn heute auf, sich jetzt in seiner Kunst zu betätigen.“

Bei diesen Worten hob Liszt das Tuch von dem Tablett und den erstaunten Blicken der Versammelten zeigte sich ein Paar — wohlgewichteter aber arg zerfrierter Stein eben dem vollkommenen Wertzeig eines Schufters.

Start wie eine Wüßfüßler sah Meister Durmont auf seinem Stuhle. „Ist das Ihr Kunst?“ brachte er endlich mühsam hervor.

„Nein, voller Ernst“, erwiderte Liszt, indem er sich dem Fassungslossten mit dem Tablett näherte. „Bitte, gerichten Sie sich nicht. Sie werden mir, hoffe ich, die Erfüllung meines Wunsches ebensovienig abschlagen, wie ich es Ihnen gegenüber gethan habe.“

Mathlos blühte noch immer Durmont auf die Insignien seines Handwerks. Aber plötzlich fiel ein verlässendes Lächeln über sein Gesicht.

„Nein“, sagte er freudig, „ich werde Ihnen Ihren Wunsch nicht erfüllen. Denn da Sie vor wenigen Tagen auf dem Klavier seine Fälschung geliefert haben, so ziemt es sich auch nicht, daß ich Ihnen durch eine solche Ihre Veiswürdigkeit verleihe. Für den Meister paßt nur ein „Meisterstück.“ Und deshalb verpönde ich Ihnen, Ihnen morgen ein Paar neuer Stiefel einzubringen, das Ihrer und meiner würdig ist.“

Schallendes Gelächter belohnte den Hofschuhmacher für seinen glücklichen Einfall.

Auch Liszt lachte und streckte Durmont verhöhnt die Hand entgegen. „Nun denn“, sagte er launig, „mag es so sein. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig, und weil ich mir die Stiefel durch meine Rhapsodien verdient habe, so werde ich sie nur bei meinen Concerten tragen.“

Zur allgemeinen Ueberschuldung erklärte sich der Angeber dazu sofort bereit. Er spielte eine seiner ungarischen Rhapsodien und ließ sogar, als sich nach Beendigung derselben der laute Beifall seiner Zuhörer gelegt hatte, eine zweite Composition derselben Art folgen.

Meister Durmont war außer sich vor Freude. In den wärmsten Worten dankte er dem Virtuosen und fügte dann hinzu, daß er gerade unglücklich sei, für die ihm erwiesene Ehre nicht entsprechend erntlich sein zu können.

Der glückliche Gastgeber hatte seine Ansprache kaum beendet, als sich Liszt auch schon an ihn wandte. „Und doch, mein lieber Durmont“, sagte er mit einem verbindlichen Lächeln, „Sie können mir vollauf erkennen sein, wenn Sie nämlich die Güte haben, die Einladung anzunehmen, durch die ich Sie gleich jetzt zur Theilnahme an einem Souper in meiner Wohnung für den nächsten Mittwoch eruche.“

Durmont traute seinen Ohren nicht, erst als er die Augen des Componisten in vollem Ernst auf sich gerichtet sah, fand er ein Wort der Erwidrerung und versprochen, tief gerührt durch die ehrenvolle Auszeichnung, sein Erscheinen bei der geplanten Feierlichkeit. Wie den Hofschuhmacher, so lud alsbald Liszt auch alsbald alle die anderen Anwesenden zu dem Souper ein.

Als man sich nicht lange Zeit nachher von einander trennte, war in jeder im Stillen mit der Frage beschäftigt, was die Einladung Liszt's an Durmont bezwecke. Denn daß irgend eine besondere Absicht dahinter verdeckt sei, darüber war man sich von vornherein einig.

Zu dem von Liszt veranstalteten Souper hatten sich die eingeladenen vollständig eingestellt. Einer der zuerst Erschienenen war der Hofschuhmachermeister, der sich sogar veranlaßt gesehen hatte, sein ihm von Louis Philipp verliehenes Ordenszeichen anzulegen. War die Kühe Durmont's ausgezeichnet gewesen, so waren es die Speisen, die Liszt seinen Gästen vorsetzte, nicht minder und der Wein, der in den Gläsern funkelte, übertraf wohl gar noch die Karten, die Durmont seinem Keller entnommen hatte.

Die Unterhaltung war bald im besten Gange und Meister Durmont amüßte sich prächtig. Nur in einem Punkt wurden seine Erwartungen getäuscht, in den künstlerischen Darbietungen, die in reichem Maße zu genießen er sicher gesehnt hatte. Wäre sie irgend einem der unter den Gästen anwesenden Musiker noch auch dem Gastgeber selbst ein, eine Taufe zu verdienen, so daß das Abendessen völlig langlos verlaufen zu sollen schien. Da, als schon der Reichthum der Speise, erhob sich endlich Liszt. Durmont froholote, denn was war noch jüchlinlicher, als daß sich der Virtuoso jetzt an das Instrument setzen und ihm die bezauberndsten Weisen entlocken würde? Allein der Hofschuhmacher hatte sich in seiner Vorsehung gerirt, denn Liszt schlug mit dem Meßer an das Glas, zum Zeichen, daß er eine Rede zu halten beabsichtigte.

Die „Eiserne Jungfrau“ in Marokko.

In dem Staate Marokko, wo die Kultur nur die Strandnacht hält und bei weiteren Absteigern in's Innere in unliebbarer Weise zurückgewiesen wird, wie ja die jüngst vorgekommene Ermordung eines deutschen Handlungsreisenden zur Genüge beweist, herrschte noch eine Barbarei der Justiz, welche der Barbarei der ungerathenen Zustände entspricht. Noch heutigen Tages ist der hölzerne „Fischel“ in Gebrauch, eine Art von „eiserne Jungfrau“, aus einem Holzstamm beschitten, der an den vier inneren Seiten mit scharfen Nägeln ausgefüllt und gerade groß genug ist, um eine Person in sitzender Stellung aufzunehmen. Durch die hervorstehenden Nadelspitzen wird jeder Versuch, sich anzulehnen oder zu bewegen, verhindert, und in diesem Marterkasten bleiben die Bestraften mitunter tagelang. Die Bastonnade wird in Marokko nicht mit dem Stod, den die Türken „eine Gabe des Himmels“ nennen, entheit, sondern mit einer drei Fuß langen, einen halben Zoll dicken, geflochtenen Lederpeitsche, und zwar bei Männern auf den Rücken und nur bei Frauen auf die Fußsohlen. Eine sinnlose Strafe wird über den Verleumder eines Hofhergeleiteten verhängt: ihm werden die Lippen mit spanischem Pfeffer eingerieben.

Ein lachender Morgen: Sonne und Glück! Nicht Sorge um Nahrung: Müthig! Gesicht!

Gesundheit des Leibes. Himmliche Gutmüth! Ein gutes Gemüth! — Das And're ist Dunst!

Doch schickt mir der Himmel Was Liebes in's Haus, So preiß' ich die Stunde Und juble hinaus.

Wenn das nicht beselig, Den nenne ich dumme! Wer mehr will vom Leben, Betrüget sich darum!

— Gedanken splitter. Noth lehrt viel öfter Lügen als beten. — Wandern fehlt zum Glücklichen nur die — Dummheit. — Es haben sich ebensoviele Reiche ihres Reichthums zu schämen, als Arme ihrer Armut. — „Eine Frau“, sagen die Männer, „hat Launen.“ Bei sich selbst nennen sie es Stimmungen.

— Ein schrecklicher Gedanke. „Den Scheintod stelle ich mir schrecklich vor!“ A.: „Ich auch.“ — besonders, wenn der Scheintod ein Erbottel wäre!“

— Ein schrecklicher Gedanke. A.: „Den Scheintod stelle ich mir schrecklich vor!“ A.: „Ich auch.“ — besonders, wenn der Scheintod ein Erbottel wäre!“

— Erste Betrachtung. Alle Junger: „Wär ich doch bei meiner ersten Liebe stehen geblieben, so würde ich nicht sitzen geblieben sein!“

Ein schmerzliches Gedächtnis.

Dem scharfen und anhaltenden Nachdenken abhold, pflegt das schöne Geschlecht nur selten die Reize des Schach zu bereiten und in dem edeln Spiel eine Erholung zu suchen. Diese Erholung ist seit langen Zeiten so allgemein bekannt gewesen, daß ein seiner Menschenkenner, die Lebensregel ertheilte, man brauche, um die Geburt und Freundlichkeit einer Frau zu erproben, nur mit ihrem Mann Schach zu spielen. Behaupte sie dabei, ein selbener Fall, Sanftmuth und Liebenswürdigkeit, so dürfe man sie mit Sicherheit als ein Muster solcher Tugenden anerkennen. Dennoch findet, wie jede Regel ja durch ihre Ausnahme bestätigt wird, auch hinsichtlich der Abneigung wider das Schach in allen Zeiten rühmtenwerthe Ausnahmen bei dem schönen Geschlechte zu verzeichnen gewesen. Eine Art Zeugniß dafür haben selbst unsere großen Dichter Lessing und Goethe abgelegt, als sie in ihren Dramen „Kathar der Weise“ und „Vöth von Verlichingen“ Schachpartien mit weiblichen Partnern (Sittah und Ubelheid) in Scene führten.



Frau Nellie Marshall-Sho-walter.

In unserer Zeit haben wir Beispiele der gedachten Ausnahmen selbst in wirklichem Leben sich häufen lassen, und Amerika dieselben Fälle, daß schachhunbige Frauen sogar an die Definitivität treten. So konnte man im Jahre 1866 an das vorjährige große Schachturnier in Hastings ein besonderes Turnier unter nicht weniger als zwanzig Freunbinnen des edeln Spiels veranstalten, aus dem Miß Fox mit 4 Lady Thomas, Miß Field und Miß Fynn mit je 3½ Gewinnzählern als Siegerinnen hervorgingen.

Was noch höhere Anerkennung verdient, ist die erfreuliche Thatsache, daß von den neuern Freunbinnen des Schach nicht wenige das Spiel auch mit hervorragender Fertigkeit ausüben und häufig männliche Spielgenossen, die sich eines guten Rufes im Schachspiel erfreuen, bestetzt haben. In solchem Sinne macht gegenwärtig Frau Nellie Showalter von sich reden.

Sie ist als Tochter des Oberrichters Marshall, im Staate Kentucky im Jahre 1872 geboren und wurde schon im Alter von 16 Jahren mit dem rühmlichst bekannten Schachfreund Jackson M. Showalter vermaht, der sie in die Geheimnisse des Schach mit großem Erfolg einführte.



Groß-Dezter Ben Ali (in einem Ausfluchtungsstück) Werft Euch auf die Knie, getreue Moslems! Der Beherrscher alter Mäosingen naht auf seinem goldstrotzenden Lieblings-Gebanten! — Stimme (aus der 2. Coulotte, zu dem Groß-Dezter): Sie, Herr Meier, der Elephan ist eben von ein paar Deputy-Sheriffs gepöndel worden.

Groß-Dezter: Getreue Moslems, eben steigt der Sultan von seinem Elephanen und erweilt uns die unendliche Gnade, diesen Boden mit seinen hehren Füßen zu betreten.

— Ausrüchtlich. Einst sagte Friedrich der Große zu seinem Leib- arzte: „Sage Er mir einmal aufrichtig, wie viele Menschen hat er wohl in seinem Leben in's Grab gebracht?“ — „Sire“, antwortete der Arzt ernst, „nahe an 500.000 weniger als Ihre Majestät.“

— Auser secundärbahn. Reisender (im Coupe): „. . . Um alles in der Welt, warum bleibt denn der Zug auf der Strecke stehen?“ — Conduc-teur: „'s Feuer ist dem Locomotivführer ausgegangen — da muß er in's nächste Dorf gehen und Streichhölzer holen!“

— Bedingungen weise Richter: „Ihre Aussagen beruhen alle auf voller Wahrheit!“ Angeflagter (sich in die Brust werfend): „Wort für Wort, Euer Gnaden, so gnädig und wahr ist da fleh!“ Richter: „So werden Sie sie auch beschwören?“ Ange-flagter (verlegen): „Nein — gern!“